Das Ende des Kommunismus

Thomas Großbölting, Raj Kollmorgen, Sascha Mabius, Rüdiger Schmidt (Hg.), Das Ende des Kommunismus. Die Überwindung der Diktaturen in Europa und ihre Folgen, Essen (Klartext Verlag) 2010, 214 S., 22,95 €

Der zwanzigste Jahrestag der Friedlichen Revolution von 1989 hat eine Flut von Gedenkveranstaltungen, Ausstellungen, Konferenzen und Publikationen hervorgebracht. Der Band »Das Ende des Kommunismus« ist Ergebnis einer solchen Tagung,

die im Juli 2009 in Magdeburg stattgefunden hat. Die zwölf Beiträge versammeln eine große Bandbreite von Themen aus dem Bereich Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Lediglich in drei Aufsätzen werden die Ereignisse des Herbstes 1989 selbst rekonstruiert, zudem in regionaler Ausprägung. Der regionale Ansatz wie auch der – in der Zeitgeschichte erfreulicherweise fast schon selbstverständliche – Blick über den nationalen Tellerrand hinaus und die anregend interdisziplinäre Herangehensweise gehören zweifellos zu den Stärken des Buches. Dem Charakter eines Tagungsbands ist allerdings geschuldet, dass die einzelnen Beiträge und die Auswahl der dargestellten Länder etwas beliebig erscheinen.

Was ist aber das eigentliche Thema des Buches, das sich hinter dem allgemein gehaltenen Titel verbirgt? Es ist die »Aufarbeitung« und »Historisierung« der sozialistischen Vergangenheit, wie die Herausgeber in der gut lesbaren Einführung darstellen. Erstaunlich ist dabei, dass die juristische Aufarbeitung und der Umgang mit den Akten der früheren Staatssicherheitsdienste eine marginale Rolle spielt. Stattdessen wählen die Autoren eine »soziologische« Perspektive auf die Prozesse, und analysieren zum einen die Erinnerung an das kommunistische Regime und seinen Niedergang aus der Perspektive gesellschaftlich-politischer Akteure, der historiographischen Fachöffentlichkeit und auch aus privater Perspektive. Zum anderen wird die »lange Dauer« des Transformationsprozesses gezeigt, vor allem mit Blick auf die neu-alten Eliten. Dabei wird ein – *nomen est omen* – roter Faden des Bandes deutlich: Im Mittelpunkt steht die Analyse der vielfältigen Strategien der Auseinandersetzung mit der kommunistischen Vergangenheit.

Der methodisch orientierte Beitrag von Eckhard Dittrich lässt unterschiedliche Forschungsansätze zur Erinnerungskultur auf ihre Relevanz für die oben skizzierte Themenstellung des Bandes Revue passieren. Dabei verweist er richtigerweise auf die Akteure der Aufarbeitung und die »Anwendungsorientierung« dieser Auseinandersetzung. Sie ist verbunden mit der Identitätssuche in den postkommunistischen Gesellschaften und soll Handlungsanleitungen liefern. Wie der Magdeburger Soziologe schreibt: »Immer geht es darum, aus den Deutungen der Vergangenheit neue Identitäten und damit soziokulturelle Optionen zu konstruieren«.

In diesem Zusammenhang betont Dittrich die »Unfertigkeit« der Geschichte von 1989, da ihre gesellschaftliche Relevanz bis heute nicht eindeutig definiert wurde. Demgegenüber scheint die Feststellung Thomas Schaarschmidts, »dass es unrealistisch wäre, davon auszugehen, dass sich die Deutschen innerhalb weniger Jahre auf eine kohärente Erinnerungskultur verständigen könnten«, als Fazit seiner Rekonstruktion der Debatten über Diktaturaufarbeitung in Deutschland, nahezu banal. Ob man überhaupt von einer »kohärenten Erinnerungskultur«, auch in Bezug auf weiter zurück liegende Ereignisse, sprechen kann, ist fragwürdig. Nachvollziehbarer scheint Dittrichs Feststellung, dass die »Lehren aus der Geschichte« in Bezug auf 1989 keine klaren Schlussfolgerungen im Sinne eines »Nie wieder!« liefern. Dass die Geschichtspolitik der wiedervereinigten Bundesrepublik, die Schaarschmidt auf dem Weg zu einem »neuen antitotalitären Konsens« sieht, des Öfteren im Widerspruch zur privat erinnerten DDR (und teilweise auch zum privat erinnerten NS-Staat, worauf die Autoren wiederholt verweisen) steht, gehört seit Ende der 1990er Jahre zum Allgemeingut der sozialwissenschaftlichen Debatte. Diesen Aspekt greift im Band interessanterweise die Teilnehmerin eines an der englischen Universität in Newcastle angesiedelten Projekts, Sabine Kittel, auf. Ihr Zwischenbericht aus dem zeitzeugenbasierten Arbeitsprozess zeigt (wenig überraschend, aber anschaulich), dass sich auch die private Erinnerung im Wandel befindet, wobei tagesaktuelle Debatten

durchaus einen Einfluss auf die persönliche Auseinandersetzung mit der (eigenen und kollektiven) Vergangenheit haben.

Thomas Großböltings Bilanz der DDR-Aufarbeitung verweist, wie schon der Beitrag Thomas Schaarschmidts, auf die strukturellen Ähnlichkeiten zur Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik nach 1945 und richtet sein Augenmerk auf deren Probleme – wie schon der Titel »Eine zwiespältige Bilanz« nahelegt. Die Schwierigkeiten sieht er zum einen in der teilweise ablehnenden Haltung der Ostdeutschen gegenüber dem in den neunziger Jahren hastig erarbeiteten Geschichtskonsens, was zu einer stärkeren Berücksichtigung der (ambivalenten) Alltagserfahrungen in den öffentlichen Debatten seitdem führte. Zum anderen wird hier, ähnlich wie im besprochenen Beitrag Dittrichs, das Problem der »Verwertbarkeit« von Geschichte in Politik und Populärkultur thematisiert. Viel extremer stellt sich diese Frage, nach Alexander Vatlin, im postsowjetischen Russland, wo die Haltung zum Stalinismus »die wichtigste Trennlinie im Geschichtsbewusstsein heutiger russisches Bürger« markiert. Gerade dieser Aspekt hat aber nach Fertigstellung des Aufsatzes eine neue Dynamik bekommen – der Annäherungsprozess mit Polen, dessen wichtigste Wegmarken die Verurteilung des Hitler-Stalin-Paktes und des Massakers von Katyn waren, hat nach Meinung vieler Beobachter die Funktion eines Katalysators bei der innerrussischen Auseinandersetzung mit der totalitären Vergangenheit gehabt. Ein symbolisches, gewissermaßen auch geschichtspolitisches, Ereignis stellte in diesem Zusammenhang die Entlassung des langjährigen Moskauer Oberbürgermeisters Juri Luschkow im September 2010 dar, der bis dato prominenter Fürsprecher einer öffentlichen Würdigung Stalins als Kriegssieger war. Um so mehr ist Vatlins Schlusssatz zuzustimmen : »Letztendlich muss die russische Gesellschaft selbst den Weg zur eigenen Vergangenheit finden«.

Wie Letzteres funktionieren kann, zeigt der nachfolgende Beitrag zur Ahnenforschung im heutigen Russland, die als Suche nach dem Selbst und seinem Platz in der Geschichte beschrieben wird.. Diese Suche verweist zum einen auf die Notwendigkeit einer Neubestimmung der eigenen Vergangenheit in Zeiten des rasanten Wandels. Sowohl im individuellen als auch gesellschaftlichen Rahmen wurden mit dem Ende des Kommunismus die bis dahin feststehenden zeitlichen Koordinaten obsolet. Der kürzlich verstorbene Zeithistoriker Tony Judt brachte es auf die prägnante Formel: »Nach 1989 sollte nichts mehr so sein wie früher – weder Zukunft noch Gegenwart und erst recht nicht die Vergangenheit«.[2] Zum anderen geht mit der Ahnensuche »ein Anspruch auf die eigene Sichtweise der Vergangenheit und auf den eigenen Platz in der Geschichte Russlands« einher, wie Viktor Voronkov und Elena Zdravomyslova schreiben. Mit anderen Worten: Wo sich aufgrund der gesellschaftlichen und politischen Konstellation das eigene Bild der Geschichte nicht in den offiziellen Diskurs einordnen lässt, entsteht im Privaten eine »Gegen-Geschichte«. Dieser Befund kann als zentraler Aspekt des Bandes angesehen werden, wobei der ostdeutsche Fall gar nicht so grundsätzlich anders zu sein scheint als etwa der russische. In diesem Kontext würde der Rezensent anmerken, dass diese »Privatisierung« der Vergangenheit ein universelles Phänomen ist, das auch in nichtpostsozialistischen Ländern große Popularität genießt, wenn auch die Redefinition der eigenen historischen und kulturellen Identität in den Transformationsländern durchaus eine besondere Rolle spielt

Die Frage nach Vergleichbarkeit spielt auch in den weiteren Beiträgen eine Rolle, die weniger auf erinnerungspolitische Strategien, sondern den sozialen Rahmen des postkommunistischen Wandlungsprozesses fokussieren.. Der Artikel von Raj Kollmorgen stellt den Versuch dar, den ostdeutschen Fall innerhalb der Transformationsfor-

schung zu verorten, und schließt somit das Plädoyer für die Einbeziehung der DDR in den Kontext der ostmitteleuropäischen Systemtransformation mit ein, auch wenn abschließend von einem »einzigartige[n] soziale[n] Experiment in Europa« die Rede ist. Die Länderanalysen zu Ungarn und Rumänien bringen letztendlich zum Ausdruck, dass institutioneller Wandel nach 1989 aufgrund des gesellschaftspolitischen Rahmens nicht zwangsläufig zu einem kohärenten Umgang mit der sozialistischen Vergangenheit geführt hat.

Wenn abschließend ein Gesamturteil über das Buch abgegeben werden sollte, so ist der Band sicherlich ein wertvoller Beitrag zur fachlichen und öffentlichen Debatte über die Folgen des Kommunismus in Ostmitteleuropa, insbesondere seiner historischen und gesellschaftlichen Aufarbeitung nach 1989. Etwas bedauerlich ist, dass der transnationale Fokus nicht konsequenter verfolgt wurde, und verwunderlich erscheint die Tatsache, dass in den bibliographischen Referenzen zumeist auf englischsprachige Studien verwiesen wird, als ob die Transformationsländer selbst keine nennenswerte Forschungsliteratur hervor gebracht hätten. In diesem Sinne ist »Das Ende des Kommunismus« nicht *die* Standardpublikation zur Diktaturaufarbeitung, aber durchaus ein wichtiger Baustein der Historisierung des sozialistischen Systems und seines Niedergangs.

Mateusz J. Hartwich (Berlin)

Anmerkungen

1 Bernd Faulenbach , Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte? Die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten, hg. v. Bernd Faulenbach. Essen 2005.

2 Tony Judt, Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg, Bonn 2006, S. 17.